

PHOEBE FOX

VON  
MUT

UND  
Meer

ROMAN



KNAUR\*

PHOEBE FOX

**VON MUT UND MEER**

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Sonja Fehling

# ÜBER DIESES BUCH

## *Über Neuanfänge, Selbstfindung und die Bedeutung von Familie*

Grace steht vor den Scherben ihres Lebens, als sie herausfindet, dass sie eine Großtante hat, von der sie noch nie gehört hat. Kurzerhand reist sie zur neugewonnenen Tante Millie nach Florida. Und die ist ganz anders, als Grace erwartet hatte: Sie entpuppt sich als schillernde 81-Jährige mit der Ausstrahlung eines Broadway-Stars – und sie bringt Schwung in Grace' Leben! Sie genießen zusammen die erholsame Sonne Floridas, liegen am Meer und führen tiefe, inspirierende Gespräche. Und mit Millies Hilfe lüftet Grace nicht nur ein Familiengeheimnis: Sie kommt vor allem endlich dem Leben näher, das sie sich heimlich immer erträumt hat ...

# INHALTSÜBERSICHT

**Widmung**

**Eins**

**Zwei**

**Drei**

**Vier**

**Fünf**

**Sechs**

**Sieben**

**Acht**

**Neun**

**Zehn**

**Elf**

**Zwölf**

**Dreizehn**

**Vierzehn**

**Fünfzehn**

**Sechzehn**

**Siebzehn**

**Achtzehn**

**Neunzehn**

**Zwanzig**

**Einundzwanzig**

**Zweiundzwanzig**

**Dreiundzwanzig**

**Vierundzwanzig**

**Fünfundzwanzig**

**Sechsendzwanzig**

**Siebenundzwanzig**

**Achtundzwanzig**

**Danksagung**

**Anmerkung der Autorin und Quellenangaben**

*Für all diejenigen, die den Mut haben, sie selbst zu sein.  
Für John Jones, der jeden Tag nach diesem Motto lebte.  
Und für Joel, wie immer.*

# EINS

**M**eine Mutter hat immer gesagt, dass ich sie beim Vorlesen der Gutenachtgeschichte - meiner Lieblingszeit des Abends, weil ich Mom dann endlich ganz für mich allein hatte -, immer mittendrin bat, aufzuhören, um mir stattdessen selbst auszudenken, wie es mit den Figuren weiterging. Die Geschichten, deren Ausgang ich tatsächlich erraten hatte, musste sie mir immer wieder vorlesen. Die wenigen, bei denen ich falschlag, wurden ganz hinten ins Bücherregal verbannt, woraus sie dann nie wieder hervorkamen.

Das letzte Mal, dass ich das Ende einer Geschichte absolut nicht vorhersehen konnte, ist allerdings erst ein Jahr her. Mit diesem grandiosen Finale wurde ich an dem Tag konfrontiert, als mein Ehemann und Geschäftspartner - und die Liebe meines Lebens, solange ich denken konnte - mir eröffnete, dass er mich zwar liebte und das auch für immer tun würde, aber trotzdem ständig den Gedanken hätte, dass es da noch mehr geben müsse - für uns beide. Ich hätte einen Besseren verdient als ihn, sagte Brian zu mir, während ich ihn zum ersten Mal Tränen vergießen sah. Ich würde jemanden verdienen, der verrückt nach mir sei.

Womit er noch einmal eindrücklich klarstellte – als hätte er das nicht schon längst getan –, dass *er* offensichtlich nicht verrückt nach mir war.

Und so zog ich mitsamt meinem gebrochenen Herzen drei Häuser weiter, zurück in mein Elternhaus in einer Kleinstadt in Missouri, und schloss damit einen Kreis: Brian und ich endeten genau dort, wo wir angefangen hatten – als beste Freunde und Nachbarn, die mittlerweile eine gemeinsame Kanzlei für Nachlassplanung führten.

Offensichtlich hatte ich schon immer ein Faible für Abschlüsse.

Wahrscheinlich lag mir das im Blut. Unsere Kanzlei war schon vor vielen Jahrzehnten von meinen und Brians Urgroßeltern gegründet worden; somit befasste sich meine Familie seit Generationen mit dem Ende – dem einzig vorhersehbaren, definitiven Teil des Lebens. Dem Ende, das man zwar nicht verhindern, aber zumindest vorbereiten konnte. Und anderen Menschen dabei zu helfen hatte irgendwie etwas Tröstliches.

Der Tod – der endgültige Schluss – war bei uns ständig präsent; genauso ein Teil der Familie wie meine Mutter und ich.

Vielleicht sogar noch stärker, seit mein Vater uns verlassen hatte.

Deshalb verspürte ich wahrscheinlich auch weder Angst noch Entsetzen – ich war noch nicht einmal besonders überrascht –, als ich über die verschneite Einfahrt von

Dorothy Fielding stapfte, den eiskalten schmiedeeisernen Griff an ihrer Holztür betätigte und sie aufrecht sitzend in einem Lehnstuhl vorfand, die Augen weit aufgerissen, während sie ins Leere starrte – oder vielleicht nun endlich alles im Blick hatte.

Ich ignorierte den starken süßlichen Geruch von Verwesung, der mir in der stickigen Hitze ihres Hauses entgegenschlug und mir nach der kühlen Luft draußen fast den Atem nahm, und ging zu Mrs Fielding hinüber, beugte mich über ihren reglosen Körper und legte eine Hand auf ihre kalten Finger, mit denen sie die Armlehne ihres Stuhls umklammerte – als wollte sie sich gleich hochstemmen, sobald sie den nächsten Atemzug tat, der aber nie mehr kommen würde.

Wir hatten uns über diesen Stuhl unterhalten – einen antiken Hepplewhite-Sessel, der schon seit Generationen im Besitz ihrer Familie war und den sie einer Cousine in Springfield vererben wollte. Der geblünte Seidenstoff war verblasst und an den Rändern zerschlissen – sie wusste, dass er erneuert werden musste, hatte jedoch nie die Möglichkeit gehabt, genügend Geld für die teure Arbeit zu sparen.

»Außerdem gefallen mir die Blumen«, hatte sie in meinem Büro zu mir gesagt – und damit eine der wenigen positiven Bemerkungen gemacht, die ich je von ihr gehört hatte. »Sie erinnern mich an Flevoland.«

Mrs Fielding hatte mir in einem persönlichen Moment, während wir ihren Nachlass geplant hatten, anvertraut, dass sie immer davon geträumt habe, einmal zum Tulpenfestival nach Noordoostpolder zu reisen, um die riesigen Blumenfelder zu sehen. Über dieses Geständnis hatte ich mich sehr gewundert – schließlich hatte sie uns als Kinder ständig terrorisiert und jeden mit ihrem Gartenschlauch bespritzt, der es wagte, einen Fuß auf ihren hypergepflegten Rasen zu setzen. Selbst wenn wir nur auf dem Gehweg gestolpert waren (was ich seit einer gründlichen Dusche meines Schienbeins bezeugen kann). Die Reise in die Niederlande hatte sie sich leider nie leisten können. Stattdessen hatte sie für die Betreuung ihres an Schizophrenie erkrankten Bruders aufkommen müssen, nachdem ihre Eltern verstorben waren, die selbst jeden Penny für die lebenslange Behandlung ihres Sohnes aufgebraucht hatten.

»Und außerdem: Wer hätte denn darauf achten sollen, dass dieses faule Pflegepersonal Franklin nicht verhungern lässt, während ich in den Niederlanden durch die Tulpenfelder scharwenzle?«, hatte sie geschimpft.

Dorothy Fieldings Verständnis für ihre Mitmenschen war in etwa genauso ausgeprägt wie ihr positives Gemüt.

Ich kannte all diese Einzelheiten über ihr Leben – und ich wusste noch mehr: dass sie ihr Haus komplett abbezahlt hatte, zum Beispiel, bis sie für Franklins Behandlung darauf eine zweite Hypothek hatte aufnehmen

müssen und später noch eine dritte. Ich wusste auch, dass sie es trotzdem irgendwie geschafft hatte, hier und da einige Dollar zu sparen – manchmal buchstäblich nur ein paar –, die sich nun auf einem Festgeldkonto bei der Bank von Sugarberry befanden und dort langsam verstaubten, weil sie weder der Wall Street noch den nationalen Bankketten über den Weg traute. Unser einziges lokales Finanzinstitut wurde von den Mitgliedern der Familie Faraday geleitet, die im Ort wohnten und dementsprechend »wissen, dass sie lieber gut auf mein Geld aufpassen sollten – Sarabeth Faraday muss mir nämlich jeden Sonntag in der Kirche in die Augen sehen«, hatte Mrs Fielding zu mir gesagt. Ich wusste, dass sie dieses Konto nie angerührt hatte, außer um in unregelmäßigen Abständen Geld darauf einzuzahlen, und obwohl sie es schon 1989 eröffnet hatte, befanden sich gerade einmal 3410,97 Dollar darauf.

In meinem Beruf hatte ich schon die intimsten Dinge über die Menschen in unserer Kleinstadt erfahren – Menschen, die ich bereits mein ganzes Leben lang kannte –, aber genauso wie bei Mrs Fielding stückelte ich vieles zusammen wie bei einer Flickendecke. Manche der Geheimnisse, die mir die Leute anvertrauten, kannten vermutlich nicht einmal deren engste Freunde – Mrs Fielding zum Beispiel hatte ihr Haus und alles, was sich darin befand (mit Ausnahme des Lehnstuhls), einer vermeintlich Fremden aus Arizona vermacht, die sie nie

getroffen hatte. Und ich war wahrscheinlich die einzige Person in ganz Sugarberry, die wusste, dass es sich bei dieser Frau um Mrs Fieldings Tochter handelte, die sie zur Adoption hatte freigeben müssen, nachdem ihre Eltern erfahren hatten, dass sie mit siebzehn schwanger geworden war. Davon abgesehen kannte ich aber nicht einmal ihre Lieblingsfarbe, hatte keine Ahnung, welcher der schönste Tag ihres Lebens gewesen war, und wusste auch nicht den Namen ihrer ersten Liebe, dem Erzeuger ihrer Tochter, der die Stadt verlassen hatte, um aufs College zu gehen, und der danach nie wieder zurückgekommen war. Solche Einzelheiten erfuhr ich auch eher selten bei meiner Arbeit.

Eine Sache wusste ich allerdings genau: Obwohl das Leben eines Menschen für immer endete, ging es für alle anderen weiter.

Nachdenklich streckte ich die Hand aus und drückte Mrs Fielding sanft die knittrigen Augenlider zu, bevor ich Ben Ferguson anrief, damit er vorbeikam, um den Tod zu bestätigen und sie ins Leichenschauhaus zu bringen. Erst dann verständigte ich Mrs Fieldings Cousine Mandy Yeager, von der sie oft erzählt hatte - mit einem harten Funkeln in den blassgrünen Augen und einem spöttischen Grinsen in ihrem faltigen Gesicht, was ich nie verstanden hatte, bis sie mir mit schadenfroher Miene erklärte, warum sie ihrer Verwandten lediglich den Hepplewhite-Stuhl vermachen wollte: »Weil ich Mandy gesagt habe, dass sie

Großmutter's Stuhl nur über meine Leiche kriegt, und wenn ich etwas verspreche, dann halte ich das auch.«

Mrs Fielding hatte dieses Versprechen extrem wörtlich genommen, schoss es mir durch den Kopf, während ich durch den Mund atmete und ihren zusammengesunkenen Körper in ebendiesem Stuhl betrachtete. Ich fragte mich, ob eine neue Polsterung wohl ausreichen würde, um den Geruch ihres verwesenden Leichnams aus dem antiken Möbelstück zu bekommen.

Neben Ms Yeager informierte ich auch das Pflegeheim in St. Louis. Franklin Fielding war zwar bereits im vorigen Jahr verstorben, aber ich hoffte, dass es trotzdem noch ein paar Leute innerhalb des Personals gab, die sich einen Moment Zeit nahmen, um seiner Schwester zu gedenken, nachdem sie über so viele Jahre mehrmals die Woche zu Besuch gekommen war.

Nicht dass ich wirklich daran glaubte.

Ich drehte das Thermostat herunter, um die stickige Hitze zu vertreiben, in der die arme Mrs Fielding wie in einem Backofen gebraten wurde. Dann ging ich zwei Häuser weiter zu Marbelle Mason und bestätigte ihr, dass es richtig gewesen war, jemanden bei Mrs Fielding vorbeizuschicken. Gestern Abend hatte mich Mrs Mason zwischen den Suppenregalen im örtlichen Supermarkt abgepasst und mir erzählt, dass bei ihrer Nachbarin seit zwei Tagen das Licht auf der Veranda brannte. »Und man kann ja über Dorothy sagen, was man will – was ich

natürlich nicht tue –, aber sie ist nicht verschwenderisch.« Mrs Mason hielt sich für die Schaltzentrale von Sugarberry, deshalb schoss sie auch jedes Mal sofort auf mich zu, wenn sie mich sah – in der Hoffnung, dass ich ihr die eine oder andere pikante Info über unsere Kunden verriet, die sie selbst noch nicht ausgegraben hatte. Und wenn ich das Thema wechselte, ging sie stets mit einem missbilligenden, beleidigten Gesichtsausdruck davon.

Nachdem ich das alles erledigt hatte, machte ich mich auf den Weg ins Büro. Ich legte allerdings vorher noch einen Zwischenstopp in der Bäckerei ein; heute war ich damit an der Reihe, unsere Freitagsdonuts zu besorgen.

Früher wäre ich an einem Freitag nach der Arbeit nach Hause geeilt und hätte dort auf meinen Mann gewartet. Und wie es aussah, würde ich diese Gewohnheit heute zum ersten Mal seit langer Zeit wiederaufnehmen.

Als ich gestern in der Nacht noch wach gelegen hatte, klingelte mein Handy, und Brians Name auf dem Display ließ mich mindestens genauso hell strahlen wie der Bildschirm.

»Ich hoffe, es ist noch nicht zu spät zum Anrufen.« Seine Stimme hüllte mich so warm, weich und beruhigend ein wie meine Schnuffeldecke aus der Kindheit, unter der ich immer noch schlief.

»Überhaupt nicht«, entgegnete ich, während ich das Handy an meine Wange schmiegte.

»Dann ... ähm ... also ...« Brian räusperte sich, und ich konnte hören, wie nervös er war. »Ich hatte gehofft, wir könnten uns vielleicht ... ähm ... morgen Abend treffen, um ... ähm ... zu reden.«

Sofort richtete ich mich kerzengerade auf und spürte, wie der Pulsschlag in meinem Hals an Tempo zunahm. Wir hatten schon lange nicht mehr über irgendetwas Tiefergehendes als die Organisation der Kanzlei »geredet«; stattdessen hatten wir uns auf einen heiter-fröhlichen Umgang miteinander beschränkt, was sich in etwa so anfühlte wie mit Schlittschuhen über eine Plastikfläche zu fahren. »Ich hab morgen Abend nichts vor.« Als hätte es irgendeinen Termin auf diesem Planeten gegeben, den ich nicht direkt abgesagt hätte. »Wann?«

»Wie wär's, wenn ich einfach bei dir vorbeikomme?«

»Okay«, willigte ich ein und bemühte mich, das Zittern in meiner Stimme zu verbergen. »Ich werde da sein.«

Für Dorothy Fielding war es zu spät, ihr größter Traum würde sich nicht mehr erfüllen.

Meiner vielleicht schon.

## ZWEI

**I**n dem Moment, als ich die Kanzlei betrat und unsere langjährige Empfangsdame Susie sah, wusste ich sofort Bescheid.

»Mist, ich hab die mit bayrischer Creme vergessen. Tut mir echt leid.«

In der Bäckerei war ich wie auf Autopilot gewesen, hatte nur ein halbes Dutzend gemischter Donuts bestellt und völlig verschwitzt, dass man Susies Lieblingsgeschmacksrichtung extra angeben musste.

Sie nahm mir die Schachtel aus den Händen und stellte sie auf den Tresen. »Ist ja nicht so, als wäre ich auf die besonderen Inhaltsstoffe angewiesen«, sagte sie und zog mich an ihren umfangreichen Busen. »Du hattest ja auch den Kopf voll, Grace. Es tut mir so leid, dass ausgerechnet du Mrs Fielding gefunden hast.«

Ich hätte es wissen müssen. Susies Sohn Daniel war der Polizeichef von Sugarberry, und es gab kein Verbrechen, keinen Unfall oder Todesfall, worüber Chief Smith seine Mutter nicht informierte. Das war ihr größtes Hobby.

Ich ließ mich an ihren weichen, gepolsterten Körper sinken und erlaubte mir, nur für einen Moment, ihre tröstliche Umarmung zu genießen. Mom war am Ende so

dünn gewesen, nur noch Haut und Knochen, die so zerbrechlich gewesen waren, dass ich Angst hatte, sie in den Arm zu nehmen. Es war schön, sich an Susie zu klammern und den beruhigenden Duft von Babypuder einzuatmen, vor allem, da mir der Verwesungsgestank aus Mrs Fieldings Haus immer noch in der Nase hing. Ihr Tod hatte mich ungewohnt stark aus dem Gleichgewicht gebracht, und ich konnte nicht mal genau sagen, warum.

»Ist Brian schon da?«, fragte ich, als Susie mich aus ihrer Umarmung entließ.

Einen Augenblick lang schien sich ihre Miene anzuspannen. »Noch nicht«, sagte sie knapp. »Also, ich habe schon Mrs Fieldings Akte rausgesucht und sie dir auf den Schreibtisch gelegt. Kaffee kommt sofort, und dazu empfehle ich einen schönen, frischen Cake Donut.«

»Danke, Susie. Ja, was den Kaffee angeht – aber bitte keinen Donut für mich.« Der Gedanke ans Essen brachte nur die Bilder und Gerüche des Morgens zurück.

Was ich viel lieber wollte, war Brian – was wiederum nichts Ungewöhnliches war, weil es mich jedes Mal zu ihm hinzog, wenn ich durcheinander war ... oder besorgt ... oder glücklich. Egal, was ich fühlte: Er war immer derjenige gewesen, mit dem ich alles geteilt hatte.

Ein leichtes Flattern in meinem Bauch erinnerte mich daran, dass ich das in etwa acht oder neun Stunden vielleicht wieder tun würde.

Wie versprochen lag die Mappe mit den Dokumenten, an denen Mrs Fielding und ich so fleißig gearbeitet hatten, auf meinem Schreibtisch. Wir hatten Stunden damit verbracht – sowohl in meinem Büro als auch in ihrem Haus –, weil ich dieser misstrauischen Frau sämtliche Informationen aus der Nase hatte ziehen müssen. Irgendwann kam mir der Verdacht, dass sie einfach nur Gesellschaft brauchte: Was ihr Testament, ihre finanzielle Situation und die gesundheitliche Vorsorge betraf, gab es keine komplizierten Punkte, und die meisten meiner Besuche endeten damit, dass Mrs Fielding mir in allen Einzelheiten vom Tulpenfestival, der Bollenroute und dem Orchideenhof in Noordoostpolder erzählte. Aber das machte mir nichts aus – es waren die einzigen Momente, in denen sich ihre sonst so harten Gesichtszüge gelöst hatten, und es rührte mich, dass die mürrische alte Dame diese Begeisterung für etwas so Zartes wie Blumen entwickelt hatte und mich in ihre Pläne für eine Traumreise einweihte, die sie nie hatte antreten können. Ich hoffte, unsere Gespräche darüber hatten ihr wenigstens ein bisschen von dem guten Gefühl gegeben, das sie bei einem Besuch vor Ort wahrscheinlich empfunden hätte.

Während ich darauf wartete, dass mein Computer hochfuhr, klappte ich die Aktenmappe auf und sah die Dokumente durch, die ich schon auswendig kannte. Das Testament war einfach gehalten – nur ein paar Seiten. Die Handlungsvollmacht und Patientenverfügung waren nun

irrelevant, deshalb legte ich sie beiseite. Daneben hatten wir eine Liste mit den Kontaktdaten ihrer wenigen Erben erstellt: die Handynummer, E-Mail- und Postadresse ihrer Cousine und den Namen samt Anschrift ihrer nichts ahnenden Tochter – zum Glück hatte ich die strikte Anweisung, der Erbin nicht den Grund dafür zu nennen, warum sie im Testament bedacht worden war. Wenn es mir in meinem Job vor etwas graute, dann davor, lang bewahrte Familiengeheimnisse lüften zu müssen, und ich wollte auch nicht wissen, woher Mrs Fielding die Adresse des Mädchens hatte – das inzwischen eine Frau mittleren Alters sein musste –, obwohl die Adoptionspapiere unter Verschluss gehalten wurden. Das Einzige, was wir sonst noch in die Mappe gelegt hatten, war ein versiegelter Umschlag mit einem Brief, den sie für das Kind geschrieben hatte, auf das sie verzichtet hatte. Den Inhalt des Briefs kannte ich nicht, und ich hatte auch nie vor, ihn je zu lesen.

Heute befand sich dahinter jedoch ein weiterer Umschlag, den ich noch nie gesehen hatte. Auf der Vorderseite stand mein Name, geschrieben in Dorothy Fieldings harter, entschlossener Handschrift. Ich zog das Kuvert heraus und blickte es stirnrunzelnd an.

»Susie?«, rief ich, doch sie stand bereits in der Tür.

»Den hat sie mir schon vor einer Weile gegeben«, erklärte sie, noch bevor ich sie fragen konnte. »Sie hat bei mir am Empfangstresen gestanden und mich so lange

genervt, bis ich quasi einen Eid abgelegt habe, dass ich den Brief in die Mappe lege, wenn sie ... na ja ...«

»Und was steht da drin?«

Susie hob die Augenbrauen. »Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass Dorothy Fielding einer ›besseren Tippse‹ wie mir ihre dunkelsten Geheimnisse anvertraut, oder?«

Ich stieß einen Seufzer aus und schüttelte den Kopf.  
»Das tut mir echt leid.«

»Dass die Frau so ein loses Mundwerk hatte, ist ja wohl kaum deine Schuld, Grace«, entgegnete Susie und verschwand wieder aus meiner Tür.

Nachdenklich schlitzte ich mit dem Nagel meines Daumens den Umschlag auf und zog ein einzelnes Blatt Papier heraus. Die Worte waren mit dicker schwarzer Tinte geschrieben, als hätte Mrs Fielding versucht, sie in das Papier einzugravieren. Zusammen mit dem Brief fiel noch ein anderes Blatt heraus – ein dünnes, rechteckiges –, doch das ignorierte ich erst einmal. Dafür war ich viel zu neugierig auf das, was Mrs Fielding mir offensichtlich schriftlich hatte mitteilen wollen, nachdem wir so viele Stunden persönlich miteinander gesprochen hatten.

*Grace,*

*tun Sie sich damit irgendetwas Gutes. Seien Sie unvernünftig.*

*Warten Sie nicht damit.*

*Dorothy Fielding*

Noch bevor ich das andere Stück Papier aufhob und es umdrehte, wusste ich, was ich auf der Rückseite sehen würde.

Es war ein Bankscheck. Ausgestellt auf meinen Namen. Über den Betrag von 3410,97 Dollar.

Ein leises Klopfen an meinem Türrahmen ließ mich etwas später erschreckt zusammenzucken. Als ich hochblickte, sah ich Brian dort stehen. Seine dunkelgraue, perfekt gebügelte Hose schmiegte sich eng um seine schmalen Hüften, und das kobaltfarbene, maßgeschneiderte Button-down-Hemd hob das Blau seiner Augen noch stärker hervor – eine Wirkung, die definitiv beabsichtigt war, schließlich hatte sich auf seiner Seite unseres nach Farben sortierten Kleiderschranks immer eine beeindruckende Vielfalt an Blautönen befunden.

»Kann ich dich kurz stören?«

Mein Lächeln ließ sich in etwa genauso gut kontrollieren wie mein Kniesehnenreflex. »Du störst nie, das weißt du doch. Komm rein.«

Er kam zu meinem Schreibtisch herüber, nahm auf der Kante Platz – genau an der Stelle, die schon ein wenig abgenutzt war von all den Jahren, in denen wir diese Art von formloser Unterhaltung geführt hatten – und winkelte

seine langen Beine an. Einen Moment lang war es wieder genauso zwischen uns wie immer. »Ich hab das mit Dorothy Fielding gehört. Hast du Ben gesagt, er soll erst mal einen Pfahl durch ihr Herz rammen, bevor er den Sack zumacht? Nur, um sicherzugehen, dass sie nicht wieder aufsteht.«

Gegen meinen Willen musste ich lachen. »Ob du's glaubst oder nicht, es war traurig.«

»Susie meinte, Donner-Dora roch schon ein wenig, als du sie gefunden hast?«

»Jepp, wahrscheinlich saß sie schon ein paar Tage da. Allein.« Bei der Vorstellung, wie sie dort gesessen hatte – leblos, ohne dass irgendjemand Bescheid wusste oder sich darum scherte –, legte sich eine unsichtbare Faust um mein Herz. Gab es etwas noch Traurigeres, als vollkommen allein auf der Welt zu sein? »Die meisten ihrer Unterlagen sind fertig. Ich warte nur noch, bis die Polizei die offiziellen Benachrichtigungen erledigt hat, dann rufe ich die Begünstigten an. Aber sie hat etwas ziemlich Seltsames hinterlassen.«

»Seltsamer als Bob Sheldons Gallenblase?«

Eine Anekdote, die wir uns immer wieder erzählten, drehte sich um einen unserer ersten Mandanten, den Brian und ich gemeinsam betreut hatten, nachdem wir in die Familienkanzlei eingestiegen waren. Sie diente uns immer noch als Maßstab für skurrile Hinterlassenschaften: Ein Chirurg aus dem Ort hatte in seinem Testament verfügt, dass man ihm die Gallenblase entnehmen, sie in

Formaldehyd konservieren und anschließend seiner Ex-Frau überbringen solle - »die schon zu meinen Lebzeiten alles aus mir herausgequetscht hat, also soll sie auch noch nach meinem Tod ein Stück von mir haben«.

»Nein, nicht seltsam auf diese Art. Aber es ist mir trotzdem irgendwie unangenehm - ethisch gesehen.« Ich griff in meine unterste Schreibtischschublade und holte Mrs Fieldings Scheck heraus, der mittlerweile ein wenig knittrig war, denn ich hatte dieses letzte Geschenk von ihr schon mehrere Male an diesem Morgen betrachtet. In unseren Gesprächen hatte Mrs Fielding ihr Bankkonto nie gesondert erwähnt - normalerweise wäre es unter den Teil des Erbes gefallen, den sie ihrer Tochter hinterließ, hätte sie diese Verfügung nicht durch den Brief, den sie mir geschrieben hatte, aufgehoben.

Brian beugte sich zu mir herüber, um den Scheck zu nehmen, und berührte dabei meine Hand. Das war neu - seit Monaten waren wir sorgsam darum bemüht, jeglichen Körperkontakt zu vermeiden. »Ist das ein Honorar?«, fragte er, während er stirnrunzelnd das Stück Papier betrachtete.

»Nein. Das ist der Betrag, den sie auf ihrem Sparkonto hatte. Das Geld war eigentlich für eine Reise vorgesehen, von der sie immer geträumt hat. Aber jetzt hat sie es mir vermacht, in einem handschriftlichen Nachtrag zum Testament, und sie hat dazugeschrieben, dass ich es für irgendwas Sinnloses ausgeben soll.«

Lachend gab Brian mir den Scheck zurück.  
»Anscheinend kennt sie dich nicht. Du bist jetzt nicht gerade der Typ, der loszieht und sich ein Paar Manolos kauft.«

»Ein paar was?«

Ein warmes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, und er schüttelte den Kopf. »Grace ... Du bist buchstäblich die einzige Frau auf dem gesamten Planeten, die noch nie von Manolo Blahniks gehört hat.«

*Und »buchstäblich« ist hier buchstäblich falsch.* Ich biss mir auf die Zunge, um den Gedanken nicht laut auszusprechen.

»Das sind Schuhe. Klar kenne ich die«, warf ich ein und senkte den Blick wieder auf den Scheck hinunter. »Aber was soll ich jetzt damit machen? Das ist ein Bankscheck, also ist das Geld schon vom Konto abgegangen. Heißt, ich kann ihn nicht nicht einlösen.«

»Wieso willst du ihn nicht einlösen?«

Ich fuhr mit dem Daumen einen Stapel Papiere entlang, die ich noch durchsehen musste, und lauschte dem Rascheln der Blätter. »Ich kannte Mrs Fielding doch kaum. Ich weiß ja nicht mal, wieso sie das ausgerechnet mir hinterlassen hat – für alles andere hat sie konkrete Erben benannt. Und ich hab selbst Ersparnisse ... Es ist also nicht so, als bräuchte ich das Geld unbedingt.«

Brian starrte mich einen langen Moment an. »Grace ...«, sagte er dann, »gönn dir doch um Himmels willen mal was

Schönes. Das hast du dir verdient.«

Hitze stieg in meine Wangen, und das nicht nur wegen seiner Worte. Es war lange her, dass Brian mich so angesehen hatte. Mich wirklich angesehen hatte, meine ich.

»Hm. Schauen wir mal«, gab ich murmelnd zurück. Vielleicht würde ich das Geld dem Personal des betreuten Wohnheims schenken, in dem ihr Bruder so viel Zeit seines Lebens verbracht hatte. Die Pflegekräfte hatten sicher einen kleinen Bonus verdient, nachdem ihnen Mrs Fielding jahrzehntelang im Nacken gesessen hatte.

»Hör mal, Grace, was ich dich fragen wollte ...« Brian rutschte auf der Kante meines Schreibtischs ein wenig näher heran – so nah, dass ich den gewohnten Impuls unterdrücken musste, meine Hand auf seinen Oberschenkel zu legen. »Es ist mir echt unangenehm – ich weiß, ich war in letzter Zeit kaum hier in der Kanzlei –, aber hättest du noch Kapazitäten, meinen Termin mit dem Ehepaar Kravitz heute Nachmittag zu übernehmen?« Sein verlegener Gesichtsausdruck erinnerte mich an früher, als wir noch Kinder waren und er irgendeinen Blödsinn angestellt hatte, aus dem ich ihm heraushelfen sollte. Damals hatte er mich genauso angesehen.

Um das Geräusch meines entweichenden Atems zu übertönen, den ich instinktiv angehalten hatte, stieß ich ein leichtes Lachen aus und nickte. »Klar. Gib mir einfach die Akte, damit ich mich vorbereiten kann.«

Als er mich anlächelte, war es, als würde die Sonne hinter einer dunklen Wolke hervorbrechen. »Du bist die Beste. Ich mache es wieder gut.«

Möglicherweise beugte er sich vor, um mir einen Kuss auf die Wange zu geben. Vielleicht stemmte er sich aber auch nur vom Schreibtisch hoch. Auf jeden Fall war ich zu nervös, um es herauszufinden, und stattdessen wandte ich mich schnell wieder meinem Computerbildschirm zu.

»Du ... Grace ...«

Ich schaute auf und stellte fest, dass er an der Tür stehen geblieben war und schnell einen Blick in den Flur warf, in die Richtung, aus der das rhythmische Klackern von Susies künstlichen Fingernägeln drang, mit denen sie auf ihrer Tastatur herumtippte. Dann kam Brian wieder herein und schwang die Tür zu, bis nur noch ein winziger, dezenter Spalt übrig blieb. Langsam richtete ich mich in meinem Stuhl auf.

»Hör mal ...«, begann Brian und legte die Hand um seinen Nacken, wie er es immer tat, wenn er angespannt war; als wollte er seinen Hirnstamm damit massieren. »Also ... ähm ... wir sehen uns dann ja heute Abend zu Hause.« Wieder schob sich sein strahlendes Lächeln durch die Wolkendecke, während er kurz zum Abschied die Hand hob und dann mein Büro verließ. Diesmal schloss er die Tür hinter sich ganz.

Automatisch stand ich auf und ging hinüber – bei mir galt das Prinzip der offenen Tür –, doch anstatt sie zu

öffnen, verharrte ich einen Moment lang unbeweglich davor, die Hand schon am Türknauf. Langsam blies ich den Atem aus, um mein klopfendes Herz zu beruhigen.

»Wir sehen uns zu Hause, Brian«, antwortete ich leise. Erst dann zog ich die Tür wieder auf.

# DREI

**I**n meinem Leben gab es nur sehr wenige Momente, in denen Brian McHale nicht vorkam.

Sugarberry, Missouri, war keine große Stadt - als ich geboren wurde, hatten wir 6436 Einwohner, die sich mittlerweile um ein paar Tausend verringert hatten, weil die jüngeren Generationen den grünen Wiesen entflohen, um sich in weniger ländlichen Gegenden bessere Zukunftsperspektiven zu schaffen. Von denen, die geblieben waren, kannten meine Familie und die McHales die meisten - zum Teil wegen der Kanzlei.

Unsere Mütter hatten die Firma genauso geerbt wie Brian und ich und waren schon BFFs, bevor der Begriff überhaupt erfunden wurde. Sie wuchsen beide im Garrison Way auf, nur drei Häuser voneinander entfernt, waren im Laufe der gesamten Schulzeit unzertrennlich, teilten sich ein Zimmer, während sie an der University of Missouri in Columbia studierten, und als sie nach ihrem Juraabschluss wieder nach Hause zurückkehrten - beide mit ihren Verlobten im Schlepptau, ebenfalls Juristen -, zogen sie in die Häuser, in denen sie aufgewachsen waren, und wurden erneut Nachbarn.

Brians Mutter Barbara - die sich auf der Uni den Spitznamen Bobbie zugelegt hatte und bis zum Rest ihres Lebens von jedem so genannt wurde - heiratete Richard McHale, Sportler bei den Fighting Tigers - sowohl im Baseball als auch beim Wrestling -, und meine Mom heiratete William Adams, den Starathleten der Uni, dessen Verdienste als Wettkampfläufer ihr eigentlich als Warnung hätten dienen können, wenn sie sich nicht so rettungslos in ihn verliebt hätte.

Mom und Bobbie hatten wenige Wochen nacheinander geheiratet, und mit ihren ersten und einzigen Kindern verlief es ähnlich - sie brachten uns sogar so dicht hintereinander zur Welt, dass sie einen Tag lang dasselbe Krankenzimmer teilten.

Brian und ich hätten genauso gut Cousin und Cousine sein können, so eng wie wir miteinander aufgewachsen waren. Unsere Familien arbeiteten zusammen, verbrachten ihre Freizeit miteinander und fuhren sogar meistens gemeinsam in den Urlaub. Wir tobten durchs Haus des anderen, als wären wir auch dort zu Hause, und für uns beide fühlte es sich so an, als hätten wir vier Eltern.

In der Schule bewegten wir uns allerdings in unterschiedlichen sozialen Kreisen - Brian war im Debattierklub, im Footballteam und in der Schülerversammlung; ich dagegen nahm an Mathewettbewerben teil und engagierte mich in der Theater-AG, hinter der Bühne. Im Gegensatz zu seinen

Freunden schien Brian jedoch nichts auf gesellschaftlichen Status oder Beliebtheit zu geben. Nicht dass ich unbeliebt gewesen wäre, aber auch wenn ich das Gefühl hatte, in die meisten Highschool-Cliquen aufgenommen worden zu sein, bewegte ich mich doch eher im Randbereich – selbst in der Theater-AG, wo der harte Kern der Darsteller wie Pech und Schwefel zusammenhielt, während die Crew stumm im Hintergrund agierte; wir waren eine Gruppe stiller Menschen, die ihre Aufgaben erledigten und dann schnell wieder in die Seitenbühnen huschten, froh, nicht im Rampenlicht zu stehen.

Doch Brian war immer da, begleitete mich nach Hause, wenn wir zur selben Zeit Schluss hatten, und setzte sich sogar manchmal beim Mittagessen zu mir an den Tisch. Wenn er mich an meinem Spind stehen sah, der seinem gegenüberlag, kam er herüber und lehnte sich einen Moment gegen den Nachbarschrank, um sich in den Pausen kurz mit mir zu unterhalten. Mein Spielkamerad aus Kindertagen hatte sich zu einem jungen Mann entwickelt, der nicht nur freundlich, aufmerksam und offen war, sondern auch groß und attraktiv.

Nachdem die schöne, blonde Marilyn Martin in unserem Abschlussjahr zum dritten Mal an uns vorbeigelaufen war, ohne mich zu beachten, während Brian und ich uns bei den Spinden unterhielten, und er sie höflich abgewiesen hatte, traute ich mich endlich zu fragen, wieso er das hübscheste